

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Heinrich Albertz, Gerhard Rein

Dagegen gelebt – von den
Schwierigkeiten, ein politischer Christ
zu sein

Gespräche mit Gerhard Rein

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

Zur Einleitung	7
1. Heinrich Böll	
Dem Terroristen das Hemd geschenkt	7
2. Heinrich Albertz	
Rechenschaft über die Hoffnung, die in mir ist	13
A. Das Gespräch	17
<i>Gebet in der Gemeinde-Schlachtensee, drei Tage nach dem Terrorakt in Stockholm</i>	17
1. Aden und die Gewalt	18
<i>Predigt vor dem Flug nach Aden</i>	21
2. Aus preußisch-christlichem Haus	25
3. Flüchtlingsminister	30
4. Berlin – die Selbsttäuschung	36
<i>«Laßt uns die alten Rechnungen verbrennen»</i>	46
5. Kapitulation und Befreiung	50
6. Das politische Christentum	56
<i>Predigt nach dem Flug nach Aden</i>	68
7. Der politische Christ und die legale Gewalt	71
B. Über alle Dinge Gott	81
Predigten und Gebete	81
1. Gottesdienst – am Tag der Arbeit	81
2. Der Schrei in der Gottverlassenheit	87
3. Predigt «über das Glück»	91
4. Salz der Erde und Licht der Welt	95
C. In öffentlicher Pflicht	99
Texte zu Kirche und Politik	99
1. Mut zur Wahrheit	99
2. Körperschaft öffentlicher Pflicht	104
3. Die letzte Rede des Regierenden Bürgermeisters von Berlin	108

Zur Einleitung

1. Heinrich Böll

Dem Terroristen das Hemd geschenkt

Rede zur Verleihung der Carl-von-Ossietzky-Gedenkmedaille
1975, am 7. 12. 1975

Über Politik wollte ich gar nicht sprechen und werde auch nicht viel darüber sprechen. Hauptsächlich wollte ich über Textilien und ein bißchen über Zigarettenbildchen reden. Und wir werden dann feststellen, wie politisch beide sein können oder sein sollen. Also nichts über die himmlischen Heerschare des CIA, die in Chile das Paradies Menschenrechte eröffnet haben, nichts über irdische Heerscharen anderer Geheimdienste, nichts über Zeitungen, über bestimmte und gewisse, kein Wort . . .

Aber die Dokumentation, die wir eben gehört haben, für die ich sehr dankbar bin, hat neben den sehr ernsten Dingen und neben der Entwicklung von Gewalt, über die man lange noch reden müßte, auch etwas sehr Komisches gezeigt: wie doch das Wort Mao, die Worte Mao und Peking, in der Wertschätzung gewisser politischer Kommentatoren und auch Parteipolitiker wechselt. Es war ja keine lustige Geschichte, die wir da gehört haben, und doch haben wir lachen müssen. Daß damals noch der Botschafter Maos «Bombenmaterial» geliefert hat, und heute ist es ja eine Ehre, nach der sich jeder drängt, von Mao in Peking empfangen zu werden. Aber wir unterliegen alle einer gewissen Zeitlichkeit, und es mag auch uns so ergehen, daß wir uns geirrt haben. Was ich nur nicht verstehe, aber das wirklich nebenbei, daß ein Besuch bei Mao – ganz gleich, ob er von einem Oppositionspolitiker oder vom Bundeskanzler gemacht wird, irgend etwas mit innenpolitischer Qualifikation in diesem Lande zu tun haben könnte.

Nun, lieber Herr Albertz, zu Ihnen. Zuvor noch etwas: Ich hatte gesagt, daß ich über Textilien sprechen werde. Ich habe ein ganzes Dossier studiert, Ihren Lebenslauf, Ihre Vorkriegskarriere, Nachkriegskarriere, sogar Kriegskarriere. Keine Geheimdokumente, nur Publiziertes. Ich will das nicht alles aufs neue analysieren und interpretieren, ich denke mir, daß eines Tages, vielleicht schon bald, Historiker sich daran begeben werden, alles, was vor und nach dem 2. Juni 1967 bis auf den heutigen Tag geschehen ist, chronologisch zu

ordnen – nicht nur generationspsychologisch, auch politisch und geistesgeschichtlich zu interpretieren. Und nicht nur nach der äußeren und inneren Entwicklung der verschiedensten Bewegungen und Gruppen, auch das, wovon man so wenig hört, was außerhalb dieser Gruppen geschah: die gesamte Reaktion der veröffentlichten Meinung. Ich betone: Die gesamte! Und daß jemand den Mut haben wird, herauszufinden, wieviel diese publizierte öffentliche Meinung zu der schrecklichen Entwicklung beigetragen haben könnte.

Es gehört ja zu unseren merkwürdigen Gewohnheiten, unseren deutschen, daß wir einer Sache, die heute geschieht, ihre Geschichte und ihre Vorgeschichte nehmen. Daß wir etwa über die Folgen des Krieges sehr viel, über den Krieg selbst, seine Entstehung, seine Verheerungen, wenig nachdenken. Und dieses Modell wird ja auch auf der Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik weitgehend angewendet. Aber lassen wir es. Es wird ja fast schon politisch. Ich wollte ja über Textilien sprechen – eigentlich . . .

Ich habe also dieses Dossier über Sie studiert, seinen Inhalt zur Kenntnis genommen. Es ruht wohlverwahrt, und sogar mit einer Nummer versehen, in meinem Archiv. Wer weiß, was daraus noch wird. Es gäbe da manchen biographischen Anknüpfungspunkt zwischen uns beiden. Ich habe festgestellt, daß wir fast gleichaltrig sind, daß wir den gleichen Vornamen haben. Was wäre da alles zu sagen über die vielen Heinrichs in der deutschen Geschichte, auf denen unser Vorname ruht und beruht. Es gibt eine ganze Menge und sehr komische Vögel darunter. Dann wäre da noch ein konfessionsgeschichtliches Klischee abzubauen oder zu interpretieren: der sogenannte schlesische Lutheraner oder Protestant und der sogenannte rheinische Katholik. Was sich da alles so in unserer merkwürdigen Geschichte für Bilder geprägt haben . . .

Dann hab ich festgestellt, daß wir den gleichen Dienstgrad in der deutschen Wehrmacht erklossen haben. Wie reizvoll wär so ein Geplauder von Obergefreiter a. D. zu Obergefreiter a. D. Ich glaube, das wollen wir vermeiden. Das gefährlichste Glatteis, lieber Heinrich Albertz, das wissen Sie, ist das Glatteis des Veteranismus. Übrigens nicht nur unter Kriegs-, auch unter Literaturveteranen. Es steigt aus der Tiefe der Erinnerung so einiges auf, das sich wie ein frischer Quell gibt, sich aber rasch in eine sehr sehr flache Pfütze verwandelt, deren Gefrierpunkt sehr niedrig liegt, und schon ist man auf Glatteis ausgerutscht, nicht kunstvoll wie ein Holyday-on-Ice-Clown, sondern wie ein Dilettant, mit Beulen und kleinen Brüchen. Lassen wir das also. Wenn schon dieser biographische Einstieg erfolgen sollte, dann würde er umständlich und sehr weitschweifig sein müssen, weil jedes,

jedes einzelne Wort ganze Ströme von Erklärungen erforderlich machen würde. Zum Beispiel das merkwürdige Wort Nazi.

Es hat ja offenbar gar keine gegeben. Und doch waren sie's fast alle. Und wenn's drauf ankommt, sind auch ziemlich viele da, die keine mehr sind und doch welche waren und immer noch sind. Merkwürdige Sache. Mit der werden wir nicht fertig. Und man muß ja Frau Winifred Wagner inzwischen dankbar sein, daß da wirklich einmal ganz klar ausgesprochen wird, was hinter diesem merkwürdigen Wort Nazi alles an Blindheit versteckt gewesen ist.

Als ich herausfand, daß Breslau Ihr Geburtsort ist, dachte ich merkwürdigerweise als erstes an den SA-Obergruppenführer Heines, der am 30. Juni '34 erschossen worden ist. An sein Schreckensregiment in Schlesien. Und ich versuchte mir natürlich vorzustellen, was der damals 19jährige Heinrich Albertz wohl erlebt, erfahren, empfunden hat an diesem Tag. Und außerdem: War dieser Heines etwa ein Nazi? Wahrscheinlich war nicht einmal er einer.

In den Jahren 32/33 war ich in dem Alter, in dem man Zigarettenbildchen sammelt. Und ich besaß damals einen ganzen Stoß von der Zigarettenmarke Al va, mit SA-, SS-, Partei- und Hitlerjugendgrößen, das war eine sehr informative, instruktive Serie mit Buntfotos. Und noch in der Nacht zum 1. Juli '34, es herrschte eine ungeheure Erregung in unserer Stadt, keiner wollte so recht schlafen gehen, weil man nicht wußte, was noch alles passierte, noch in der Nacht identifizierte ich anhand eines Extrablattes die Erschossenen, sortierte sie aus meinen Zigarettenbildchen aus und legte sie beiseite. Das war ein ziemlich umfangreicher Stoß Bildchen mit merkwürdigen Physiognomien, aber die Physiognomien der Nichterschossenen waren nicht weniger merkwürdig. Und bei Göring und Himmler etwa dachte ich: Warum hat man die nicht auch erschossen?

Vierzig Jahre später rutschte dieser Satz: Warum die nicht auch, oder den nicht auch, in eine Erzählung und von dieser Erzählung in einem Film. So geschieht das mit Sätzen, die man als 15-16jähriger bei der Durchsicht von Zigarettenbildchen denkt. Da fiel mir also als erstes der Herr Heines ein, an den Sie sich ganz gewiß erinnern. Und es bedurfte ja nun fast schon eines Romans, eines sehr komplizierten, vielschichtigen, um auch nur diesen einen Tag, den 30. Juni '34, im Leben des damals 19jährigen Heinrich Albertz zu schildern. Ich kann das nicht leisten und müßte es doch, wollte ich Ihr Leben, Ihr Werk, Ihren Werdegang, auch nur annähernd würdigen.

Da gibt es den Vikar Albertz, den Pfarrer Albertz, der staatsfeindliche Predigten hielt, der mit jungen sozialistischen Häftlingen in der Festung . . . saß. Was war damals eine staatsfeindliche Predigt, was

wäre heute eine? Über was hat sich dieser Pfarrer da mit seinen Mithäftlingen unterhalten, mit Sozialisten hat er gesprochen, um Gottes willen!

Der Roman droht dreibändig zu werden. Ich kann das nicht leisten. Ich will lieber über etwas ganz anderes sprechen. Über etwas wahrscheinlich sehr Unpolitisches, über Hemden. Vielleicht stellen wir dann am Schluß fest, wie das ist. Natürlich meine ich nicht auf so plumpen Weise politische Hemden, wie Braun-, Blau-, Schwarz- oder Grünhemden. Ich meine zivile Hemden.

Und ich finde ja überhaupt, es wird viel zuwenig über Kleidung gesagt und geschrieben. Einer der wenigen Autoren, die etwas über die Bedeutung der Kleidung für den Menschen geschrieben haben, nicht essayistisch, sondern als Erzähler, in Zusammenhang mit der Charakterisierung einer Person, ist J. D. Salinger. In «Seymour wird vorgestellt» schreibt er in einem längeren Abschnitt über die Kleidung des Erzählers und die seines Bruders, von sich, dem Erzähler, daß er in seiner Jugend krokusgelbe Krawatten zu tragen pflegte, und er kommentiert das in Klammern mit folgenden Worten: «Ich glaube sogar, daß einer, der schreibt, seine alten krokusgelben Krawatten nie loswird. Früher oder später tauchen sie in seiner Prosa auf, und er kann verflucht wenig dagegen tun.»

Seitdem ich diesen Satz vor etwa 12, 13 Jahren gelesen habe, beschäftigt mich der Grundgedanke, der in ihm ausgesprochen ist, und der, glaube ich, nicht rein psychologisch, nicht rein soziographisch oder sozial zu interpretieren ist; der natürlich übertragbar ist auf Spielzeug, auf Autos, auf Dinge, die man gehabt hat, gern wiederhaben möchte, auf Dinge, die man nie gehabt hat oder nie haben konnte. Ein bißchen kultisch; denn alle Kleidung ist ja auch Verkleidung und etwas Kultisches, von jedem etwas, und etwas mehr und vielleicht auch mehr, als ich andeuten konnte, und das auch noch in ständig wechselndem Mischungsgrad.

Einer, der schreibt, das tue ich ja auch gelegentlich, der müßte einmal in dem, was ich geschrieben habe, die Hemden oder Mäntel wiederfinden, die ich trug, mehr die, die ich gern getragen hätte. Irgendwo müssen sie versteckt sein. Ein Schriftsteller hat es ja gut: Er kann seine krokusgelben Krawatten irgendwo unterbringen oder verstecken. Er kann sie in Socken, in Mützen, in Hüte, in Schuhe, in Unterhosen sogar, verwandeln. Frage: Was machen die anderen, die keine Schriftsteller sind, was machen sie mit ihren krokusgelben Krawatten, die sie getragen oder, was viel schmerzlicher ist, gern getragen hätten . . .

Es gehört ja zum Standarderlebnis westlicher, auch leider literari-

scher westlicher Touristen, daß ihnen in der Sowjet-Union irgendeiner irgendeines seiner Kleidungsstücke abzukaufen versucht, die krokusgelbe Krawatte sozusagen, seinen Traum oder den Traum eines anderen, den er dann weiterverkauft. Und aus diesem Standarderlebnis wird dann die ungeheure Überlegenheit des einen Systems über das andere geschlossen. Ich glaube, hinter diesem Wunsch liegt mehr; er sitzt tiefer, als bei oberflächlicher Betrachtung, bei bloßer Registrierung herausgefunden werden kann. Die beiden Systeme, von denen das eine so etwas als Kränkung, das andere es als Triumph empfindet, täuschen sich.

Es gibt da die Anekdote, von keinem Geringeren als Gottfried Benn, der sich die Hutmarke eines Besuchers merkte, weil er gern selbst einen so feinen Hut tragen wollte. Eine wunderbare Anekdote, finde ich.

Was bedeutet Kleidung, ein bestimmtes Kleidungsstück, für den, der es nicht hat, aber gern hätte? Wir wissen es nicht genau, und auch die sehr gescheiten, sehr einfallsreichen Werbepsychologen der Textilindustrie – und sie wissen viel und wenden es klug an – wissen nicht alles. Sie wollen und dürfen zum Beispiel nicht wissen, daß man an einem Kleidungsstück auch hängen kann bis zur Verschlissenheit, daß man es nur ungern ablegen möchte, denn das widerspricht natürlich dem Slogan «Öfter mal was Neues». Ahnen sie die Kämpfe, die um eine Hose, um ein Hemd, um ein Paar Schuhe ausgefochten werden, die nun wirklich verschlissen und nicht mehr zu retten sind?

Verzeihen Sie diese Abschweifung. Das Thema hat so viele und einige schmerzliche Dimensionen. Es wird uns ja sehr eindringlich erklärt in Schule, Kirche, Elternhaus, der Spruch «Kleider machen Leute» treffe nicht zu. Aber da merken wir bald, daß dieser in Schule, Kirche, Elternhaus ausgesprochene Trost nicht zutrifft. Denn nur für die Leute, die schon gemacht sind, trifft zu, daß Kleider Leute nicht machen. Es wird uns klar, dieser Spruch «Kleider machen keine Leute» ist ein sehr luxuriöser Spruch. Es sind ja die Kinder der sehr reichen Leute, die es sich leisten können, in wirklich zerfetzten Jeans und barfuß Auto zu fahren.

Die, deren Jeans wirklich, um es modisch auszudrücken, «echt» zerfetzt sind, und die keine ganzen Jeans haben, und die barfuß laufen, weil sie einfach keine Schuhe haben, sie sehnen sich immer noch nach den krokusgelben Krawatten. Das ist fast so wie mit den Silberlöffeln. Wenn ein sehr wohlhabender Mensch in einem Café sitzt, jemand, dessen Wohlhabenheit offenkundig, vielleicht sogar bekannt ist, und steckt, weil er ein bißchen kleptomane ist oder auch nur ein Hobby hat, einen Silberlöffel ein, dann wird der Kellner sehr

zurückhaltend den Geschäftsführer herbeirufen, der Geschäftsführer wird sehr zurückhaltend, mit äußerster Vornehmheit, den Herren oder die Dame darauf aufmerksam machen, daß er da irrtümlich einen Löffel eingesteckt hat. Wenn aber ein armer Schlucker, der den Löffel einstecken muß, weil er ihn verscheuern muß, um sich etwas zu fressen zu kaufen, wenn der den Silberlöffel einsteckt, wird die Polizei gerufen. Es ist also mit den Silberlöffeln eine komplizierte Sache, wie mit den Kleidern.

Noch etwas zu den Hemden: Vor einiger Zeit traf ich mit einem ziemlich berühmten Autor zusammen. Wir hatten wenig Zeit für private Gespräche, das ergab sich nicht. Als wir aber dann so etwa zwanzig, dreißig Minuten Zeit hatten, sprachen wir nicht über Literatur, nicht über Politik, schon gar nicht über Literaturpolitik, wir sprachen über Hemden. Über die Bedeutung, die ein ziviles Hemd für einen Soldaten oder einen Gefangenen haben kann. Ein Hemd ist ja etwas, das man manchmal unter die Uniform schmuggeln kann. Über die Bedeutung des Hemdes für einen Gefangenen sprachen wir, wobei zu unterscheiden war zwischen einem kriminellen und einem politischen Häftling, bei denen wieder zu unterscheiden in solche, die in Lagern oder Gefängnissen einsitzen, und natürlich die Bedeutung eines zivilen Hemdes für den Kriegsgefangenen. Das Thema war und ist unerschöpflich – wir wurden leider unterbrochen – wie wichtig etwa die Länge eines Hemdes ist – ich möchte bei dieser Gelegenheit feststellen, daß unsere Hemden nicht nur immer teurer, sondern immer kürzer werden, bis sie fast nur noch Blusen sind. Wir sprachen darüber, wir beiden Autoren, ob der Kragen weich oder gestärkt sein sollte, welche Art von Manschette man vorzog – zum Glück war kein Werbepsychologe der Textilindustrie anwesend, er hätte viel gelernt, gelernt, worauf man bei Hemdenträgern unserer Altersklasse anspielen müßte, denn irgendwann, irgendwo haben wir ja alle nicht unsere eigenen Hemden getragen, und wenn wir sie hätten tragen können, hatten wir wahrscheinlich nicht das Geld, um sie zu kaufen. Jene Hemden, die unserer Vorstellung von der krokusgelben Kawatte entsprochen hätten. Und wer, wer je unfreiwillig eine Uniform trug, hat, wenn er schon kein Hemd besaß, nicht wenigstens mit einem Halstuch es versucht, natürlich mit einem roten.

Und als ich mit meinem Kollegen über Hemden sprach, fiel mir ein Erlebnis ein, das ich ihm auch mitteilte. Mir hat nämlich einmal in einer sehr sehr peinlichen, in einer delikaten, ich möchte schon sagen heiklen Situation ein amerikanischer Soldat, für den ich eigentlich nur ein ‹fucking German Nazi› war, ein Hemd zugeworfen. Und siehe da, dieses Hemd bedeckte nicht nur meine Blöße, es entsprach auch

meiner Vorstellung von der krokusgelben Krawatte. Und dieses Erlebnis ist für mich sehr wichtig gewesen, wie die Zigarettenbildchen.

Nun bin ich ziemlich weit abgeschweift, habe aber, glaube ich, mich nicht zu weit von Ihnen, lieber Herr Albertz, entfernt, denn Sie sind doch der Pfarrer, der einem Häftling, einem Anarchisten, möglicherweise sogar einem Terroristen, ein Hemd geschenkt hat. Ich habe den Eindruck, daß man diese Tatsache viel zuwenig gewürdigt hat, und meine Andeutungen über die Bedeutung der Kleidung oder eines bestimmten Kleidungsstückes für Menschen, waren nur vorbereitender Art.

Der Platz in der Geschichte Berlins, auch ein Platz in der schrecklichen Geschichte der Entführungen und Geiselnahmen, ist Ihnen sicher. Ich weiß nicht, was das Hemd für den, dem Sie es geschenkt haben, bedeutet. Für Sie war es selbstverständlich. Aber ich wollte nicht, daß diese Selbstverständlichkeit so völlig vergessen wird bei allem, was man so über sie gehört und gelesen hat. Gerade deswegen, weil es für Sie selbstverständlich war, möchte ich, daß es nicht vergessen wird. Denn vielleicht erleben wir noch, daß das, was uns selbstverständlich war, zur Sensation wird. Und daß man für Selbstverständlichkeiten dieser Art, nicht für die politisch so deutlich sichtbaren, möglicherweise einmal Auszeichnungen erhält. Ich möchte schließen mit der Frage, die offenbleibt: Ob Hemden wirklich unpolitisch sind?

2. Heinrich Albertz

Rechenschaft über die Hoffnung, die in mir ist

Es ist nun sehr schwierig zu antworten. Leicht ist es zu danken: für so viel Freundlichkeit und Verständnis, mit dem Sie mich eben umgeben haben, alle, die redeten und vortrugen, und Sie alle, die Sie gekommen sind. Schwieriger ist schon die Ehre, den eigenen Namen mit dem von Carl von Ossietzky verbunden zu sehen. Dieser große Zeuge des Friedens und der Freiheit ist für seine Überzeugung in den Tod gegangen. Ich stehe hier vor Ihnen, wenn auch umstritten und angefochten, aber doch in aller bürgerlichen Sicherheit. Ich kann also diese Ehrung nur als Auftrag verstehen, nicht nachzulassen und nicht müde zu werden im letzten Abschnitt meines Lebens, der nun ja wohl begonnen hat. So wie wir uns Mühe geben sollten, die wenigen Namen in unserer Geschichte, die Vorbild sein können, auch als Vorbilder in Anspruch zu nehmen – auch und gerade für unsere

Hochschulen, vielleicht sogar in Oldenburg, wo der elende Streit um die Carl von Ossietzky-Universität immer noch weitergeht.

Aber nun hat Erwin Beck mich gebeten, für meinen Dank am Schluß dieses Vormittags auch eine Überschrift zu finden: und ich war leichtsinnig genug, ihm eine Überschrift der Hoffnung zu sagen. «Rechenschaft über die Hoffnung, die in mir ist.» Das ist eine Formel aus dem 1. Petrusbrief, also ein Zeugnis aus der frühesten Geschichte christlicher Gemeinden in ihrer lebensgefährlichen Bedrohung durch ihre feindselige Umwelt. – Aber kann ich Rechenschaft geben über meine Hoffnung? Ist sie vielleicht verbraucht wie eine Batterie, von der zuviel Strom verlangt wird, ist sie nicht immer wieder ausgeläufen, ist die Hoffnung nicht immer wieder schlicht gescheitert? Muß ich nicht am Ende dieser gemeinsamen Stunden zum Tag der Menschenrechte nur Resignation verbreiten nach so viel zerstörten Träumen? In einer Stadt, die gerade in den letzten Jahren und Wochen wieder besonders eindrucksvolle Zeugnisse finsterster Provinz gegeben hat? In einem Land, das dabei ist, das große Angebot der Freiheit seines Grundgesetzes in einem Netz ängstlicher Schnüffelei unglaublich zu machen, in einer Welt, die immer tiefer in die Abhängigkeiten ökonomischer und militärischer Systeme versinkt, in einer Kirche, in der nur noch ganz selten geglaubt und getan wird, was Jesus Christus geglaubt und getan hat? Ich habe nicht die Absicht, in dieser Resignation zu schließen. Ich möchte Sie alle im Gegenteil herzlich bitten, dieser Resignation zu widerstehen, und ich möchte Ihnen als Dank für die große Ehre dieses Tages ein paar ganz einfache, aber wie ich meine, wichtige Erfahrungen vermitteln, die etwas mit der Hoffnung zu tun haben, die in mir ist.

1. Hoffen Sie immer ein wenig mehr, als allem Augenschein nach zu hoffen möglich ist. Lassen Sie sich Ihre Visionen nicht ausreden. Diese Welt wird nur verändert werden, wenn wir ein Ziel haben, auch wenn wir wissen, wir werden es niemals selbst verwirklichen können. Hoffnung muß immer ein Übermaß an Hoffnung sein, hat uns Ernst Bloch gelehrt. Die Christen sagen es anders: das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen.

2. Weichen Sie den Realitäten nicht aus. Der Kampf um jeden Zentimeter mehr Frieden, mehr Gerechtigkeit, mehr Freiheit ist ein unendlich mühsames Geschäft. Das Bild von der Schnecke, das uns Günther Grass gegeben hat, ist leider richtig. Meinen Freunden zur linken muß ich sagen dürfen, daß ich manchmal das Gefühl habe, sie haben einen sehr kurzen Atem, meinen Freunden zur rechten, daß sie manchmal wie ein Steinabdruck von Schnecken wirken.

3. Vor allem aber: fürchten Sie sich nicht mehr, als es unbedingt

notwendig ist. Man hat gelegentlich den Eindruck, alle handeln nur noch aus Angst: die staatlichen Organe, die rechtgläubigen Kirchenleitungen, aber auch wir alle – fasziniert wie ein Kaninchen auf die Schlange blicken wir nur noch auf mögliche Reaktionen und ziehen sie durch unsere Furcht geradezu herbei.

4. Führen Sie Hoffnungen zusammen. Nichts ist schlimmer als die Vereinzelung, nichts hemmender als rechthaberisches Sektierertum. Wenn sich alle radikalen Demokraten zusammentun würden, innerhalb und außerhalb der Parteien, wären wir oft einen großen Schritt weiter. Es ist nicht gut, daß es immer nur dieselben, und immer nur wenige Namen sind, die sich mit dieser oder jener Aktion für eine menschliche Welt verbinden.

5. Geben Sie niemanden auf. Ich habe in den vergangenen Jahren die unvergeßliche Erfahrung gemacht, was es bedeuten kann, wenn man in jedem, auch im fernsten Partner, auch dem Feinde, den Menschen sucht. Man findet ihn. Im Flugzeug nach Aden in 36 Stunden. In einem Polizeibeamten, der mich zu beschützen hatte, mit dem man 4 Monate zusammenlebt. Die Hoffnung, die in mir ist, lebt von ihnen, mit ihnen allen. Indem ich dies alles ausspreche, habe ich zu mir selbst zuerst geredet. Wir, also Sie und ich, wollen keine stummen Hunde werden. Wir also, Sie und ich, sollen wissen, daß die viel strapazierte freiheitliche demokratische Grundordnung genau an unserem Verhalten, an dem Maß unserer Hoffnung hängt, daß sie uns weder durch ängstliche Metternich-Methoden noch durch Gewalt und Gegengewalt ausgehöhlt und schließlich ganz kaputtgemacht wird.

Dazu ermutigt der heutige Tag, dazu ruft uns der Mann, an den wir heute zuerst denken, die KZ-Nr. 562, geschlagen, aber aufrecht, gefangen, aber frei, ohne alle Hoffnung, aber ein Stück unserer Hoffnung: Carl von Ossietzky.

Ich danke Ihnen allen sehr.

A. Das Gespräch

Gebet in der Gemeinde Schlachtensee,
drei Tage nach dem Terrorakt in Stockholm
am 27. April 1975

Liebe Gemeinde!

Wir wollen heute beim Beten sitzen bleiben, denn im Sitzen kann man besser nachdenken, und beim Beten soll man vor allem auch nachdenken. Man kann auch besser schweigen, wenn man ratlos ist und keine Worte mehr findet, lasset uns also beten und nachdenken oder auch schweigen.

Aber dürfen wir schweigen vor Dir, allmächtiger Gott, unaufschlüsslicher Herr, zu dem wir Vater sagen sollen, zu dem und von dem wir gesungen haben? Warum lässt Du dieses zu? Warum verirren sich junge Menschen immer tiefer in der Finsternis des Verbrechens und in der Herzlosigkeit der Gewalt?

Herr Gott, wir bekennen vor Dir unser aller Schuld und Versagen, daß wir nicht mehr geliebt, deutlicher überzeugt, ein besseres Beispiel gegeben haben.

Wir bekennen Dir aber auch, daß wir nicht klar genug widerstanden, ernster gewarnt, lauter Nein gesagt haben.

So bringen wir vor Dein Angesicht drei Tote, zwei sinnlos Gemordete, einen, der sich in seiner tiefen Schuld umbrachte. Sie haben Frauen und Kinder und Eltern. Beuge Dich, Herr, herab in ihre Trauer und Finsternis und laß sie nicht verzweifeln an Deinem Namen. Laß uns sie, die Unschuldigen und die Schuldigen nie vergessen.

Allmächtiger Gott, wir bringen vor Dich die Männer und Frauen, die in einer kaum noch zu tragenden Verantwortung zu entscheiden haben über Leben und Tod einzelner, über Sicherheit und Schutz von uns allen: den Bundeskanzler und die Ministerpräsidenten der Länder, die Vorsitzenden der Parteien und Fraktionen. Laß sie nicht verzweifeln an ihrer Aufgabe. Laß sie richtig entscheiden, auch wenn in dieser Flut von Gewalt und Gegengewalt es immer nur eine Entscheidung zwischen einem kleineren und größeren Übel gibt. Laß sie nie vergessen, von wem sie im Letzten ihr Amt empfangen und vor wem sie im Letzten dieses Amt zu verantworten haben.

Laß uns alle nicht in Angst und Haß und hysterische Reaktionen versinken. Laß uns, so schwer es sein mag, immer neu lernen, daß

Böses nicht mit Bösem, sondern nur mit Gutem überwunden werden kann.

Und sei trotzdem mit denen, die von Amts wegen Waffen tragen, die anklagen und richten müssen, deren Aufgabe es ist, Recht und Ordnung zu halten und Leben zu schützen. Laß niemand von ihnen ihre legale Gewalt mißbrauchen, Gesetze, die sie durchsetzen wollen, selbst übertreten. Gib ihnen ein unverletztes Gewissen, ihre Pflicht zu tun.

Gib uns allen den Mut und die Kraft, Solidarität und Bürgersinn zu üben, diesen unseren Staat kritisch zu tragen, dieser Stadt zu dienen, indem wir uns an Deine Gebote halten und für mehr Gerechtigkeit und Freiheit eintreten.

Herr Gott, so können wir nur zu Dir reden, weil Dein Sohn, Jesus Christus, unser Herr und Bruder ist. So können wir nur beten in der Gemeinde, zu der er uns versammelt hat.

1. Aden und die Gewalt

Rein: Herr Pfarrer Albertz, da draußen steht jemand mit einer Maschinenpistole.

Albertz: Ja, das ist eine Sache, an die ich mich seit meinem Flug nach Aden nur schwer gewöhne. Aber der Versuch, das zu beenden, ist mehrere Male gescheitert, und da das auf die seltsame Weise läuft, daß nicht nur man selbst, sondern auch seine Frau unterschreiben muß, wenn man diesen Schutz nicht mehr wünscht, ist man eben wahrscheinlich noch für einige Wochen in diesem Zustand eines ausgeführten Häftlings; denn wenn ich das Haus verlasse, muß ich ja jemand mitnehmen; der hat dann aber Gott sei Dank keine Uniform und keine sichtbare Maschinenpistole bei sich.

Rein: Die merkwürdige Reise nach Aden und das, was an Aufregung für Sie später dazukam, hat sich das inzwischen gelegt, oder ist etwas übriggeblieben?

Albertz: Nein, es hat sich nicht gelegt. Ich hab das ja vorher auch gar nicht so übersehen können, welche Nachgeschichte diese Geschichte haben würde. Und zwar einfach deshalb, weil man ja nun auch mit den Menschen zu tun hat, die an diesen ausgeflogenen Häftlingen hängen, und auch mit denen, die politische Verantwortung haben, zu denen ich danach ein seltsam neues Verhältnis bekommen habe. Und dann natürlich die äußere Szene. Man ist ja immer noch in einem hautnahen Verhältnis zur Polizei.

Rein: Treten die Angehörigen dieser Häftlinge jetzt mit Erwartungen an Sie heran, die Sie vielleicht gar nicht erfüllen können?

Albertz: Ja, es sind Erwartungen. Es waren zunächst die Erwartungen, daß ich ihnen viel über ihre Kinder sagen könnte aus diesen 30 oder 40 Stunden, in denen ich mit ihnen zusammen war. Ich habe dann, bis auf Pohle, der keine nächsten Angehörigen mehr hat, sehr schnell Kontakt mit den Eltern gehabt. In endlosen Telefongesprächen und mit Briefen; und eine Mutter hat mich auch besucht. Es waren dann eben vor allen Dingen auch Erwartungen, ob man den weiteren Weg dieser jungen Leute noch beeinflussen könnte. Ich habe einmal mit großem Zögern einer Bitte entsprochen, einen Brief weiterzugeben über die südjemenitischen Behörden. Ich weiß gar nicht, ob er da je angekommen ist.

Rein: Haben sich durch das, was in Stockholm ein paar Wochen später geschah, Ihre eigenen Erfahrungen mit den Terroristen, die ausgeliefert wurden, verändert?

Albertz: Na ja, es muß hier doch eine andere Sorte von Terroristen gewesen sein. Stockholm bedeutet ja vor allen Dingen auch noch mal wieder einen Schritt über eine weitere rote Linie. Denn nach meiner Kenntnis ist bisher niemals bei solchen Gewaltakten ein Mensch von den Terroristen kaltblütig erschossen worden. Einfach schlicht an die Wand gestellt worden. Und das ist ja dort in zwei Fällen praktisch geschehen. Ich habe in der Nacht von Stockholm oft gedacht, was würde oder könnte ich machen, wenn ich diesen Leuten gegenüberstände. Ich weiß nicht, ob es überhaupt eine Möglichkeit gegeben hätte, mit ihnen zu sprechen. Es gibt ja einen sehr bewegenden Bericht des schwedischen Justizministers, der das versucht hat und gesagt hat, es sei das erste Mal gewesen, daß da überhaupt, überhaupt kein Gespräch möglich war. Aber die Stockholmer Sache hat natürlich meine Schlußerfahrung noch einmal schwieriger gemacht, die ja etwa so zusammengefaßt werden könnte: Alle Verbrecher sind Menschen, und ganz wenige Menschen sind wirkliche Verbrecher!

Rein: Heißt das, daß man sie offener machen kann?

Albertz: Ja.

Rein: Für andere Möglichkeiten als ihre eigenen?

Albertz: Ja, das würde ich eben immer weiter sagen. Insoweit würde ich mich auch nach Stockholm nicht revidieren. Ich sage noch mal, wenn ich mich in irgendeiner Funktion, die ja denkbar gewesen wäre, etwa in der Stockholmer Szene wiedergefunden hätte, wäre das alles sehr viel schwieriger. Situationen sind ja nicht wiederholbar und nicht austauschbar. Ich habe jedenfalls in dem, was ich allein beurteilen kann, in diesem ganzen konkreten Vorgang damals Anfang März